

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 6 (1951)
Heft: 1

Artikel: Das Schapi : der Nachweis einer neuen Bergantilopenart im Himalaya
Autor: Schäfer, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS SCHAPI

Der Nachweis einer neuen Bergantilopenart im Himalaya

Von Dr. Ernst Schäfer

DK 591.94 : 639.111.4(541)

Heute, da man nahezu alle Gebiete der Erde erforscht hat, kommt es nur mehr ganz selten vor, daß neue Säugetierarten entdeckt werden können. Von einer solchen Entdeckung berichtet nachstehend der durch seine Himalaya-Expedition bekanntgewordene Zoologe.

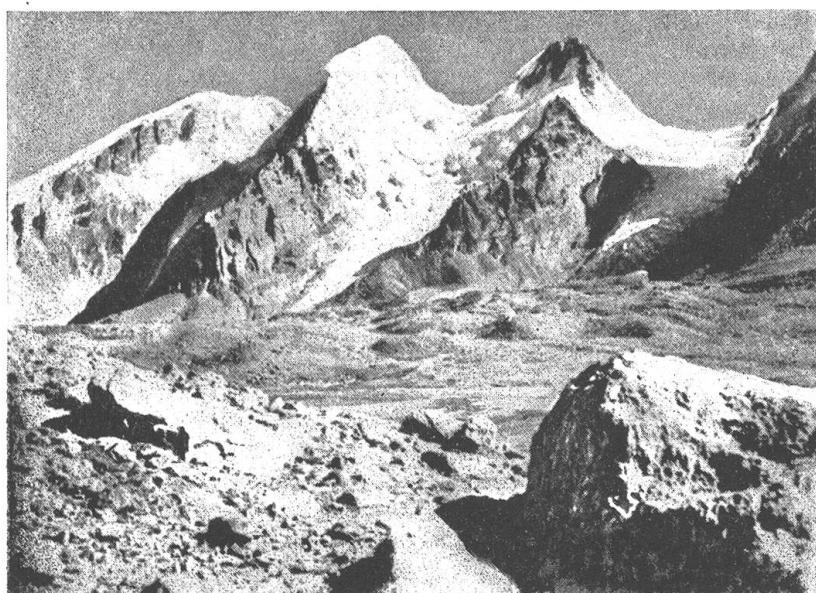
Schon vor langer Zeit hatten mir die Eingebo-
renen von einem seltsamen Wesen berichtet, einem
großen Tier, das sie den „Schapi“ nannten.
Den Blicken der Menschen verborgen, soll es in
den weltabgeschiedenen Zinnen und Schroffen
an den Ostabhängen des Kangchendzöngam-
massivs seinen Einstand haben. Viel mehr war
nicht zu erfahren, denn selbst die Kräuter-
sammler und Hirten hatten es nie gesehen, und
sie scheuteten sich, seinen Namen zu nennen, aus
Angst vor den Geistern der Berge. Eine alte
Sage der Leptschas berichtet, daß der große
Berggott das sagenhafte Tier einem seiner Va-
sallen als Brautgeschenk übergab, als er ihm
seine Tochter vermaßte, und der Fluch der
Götter soll auf jedem liegen, der sich anmaßte,
das Geheimnis des rätselhaften Bergbockes, des
Schapi, zu lüften.

Jetzt erst, da ich das Vertrauen der aber-
gläubischen Leptschas gewonnen habe und auch
meine biologischen Erfahrungen das Vorkom-
men eines neuen, seltenen Großsäugers in diesen
Regionen im höchsten Grade wahrscheinlich
machen, will ich alles daran setzen, den Schleier
zu lüften. Der Vorstoß in das von Weißen nie
betretene Reich des Sagentieres ist nun mein

nächstes Ziel. Eine Art rauschhafter Besessen-
heit hat von mir Besitz ergriffen, ein intuitives
„Vorwissen“, das sich über alle „Vernunft“ hin-
wegsetzt und alle rationalen Zweifel!

Wir schreiben Mitte November. Mein Be-
gleiter, den ich für das Schapiunternehmen vor-
gesehen habe, wirbt tief unten in Chungtang
eine kernige Mannschaft von Leptschaträgern
an. Da der Anstieg von Lachen aus zu beschwer-
lich erscheint — der undurchdringlichen Alpen-
rosendickungen wegen —, ziehen wir es vor, den
Angriff vom tiefen Hauptale der Tista aus vor-
zutragen. Nach einigen Tagen sorgfältigen Sich-
tens und Wägens — Gepäck und Proviant näm-
lich müssen auf ein Minimum an Gewicht redu-
ziert werden — treffen wir uns auf der kleinen
Urwaldebene von Manschitang. Rücklings hin-
gebettet, schauen wir mit scharfen Gläsern über
gähnende Schründe, Schluchten, Urwälder,
Bambusdschungel und unabsehbare Rhododen-
dronwälder senkrecht hinauf, Tausende von
Metern in das hohe, felsige Reich der Schapis,
wo sich die letzten Wolkenfetzen um die Gipfel
jagen und die Wände hohl widerklingen vom
tosenden Donner des Steinschlags. Nachdem
die Anstiegsmöglichkeiten erwogen und alle Vor-
sichtsmaßnahmen genauestens fest-
gelegt sind, kann das Abenteuer beginnen.

Unsere Herzen frohlocken, da
über den himmelragenden Wänden
uns schon die unberührten Gipfel
der im gleißenden Neuschnee pran-
genden Schapiregion entgegenleuch-
ten. Mögen die Träger auch fluchen
und ächzen und stöhnen! Wohl
hundertmal wird der brausende
Wildbach springend überquert. Jetzt
wieder folgen gefährlich glatte Steil-
stürze und noch immer nicht zu
i
l
j
c
r



In der Heimat der Schapis: Die Haup-
achse des Himalaya

Im sogenannten „Schapi-Lager“ — inmitten steiler, schneebedeckter Wände

Ruhe gekommene Muren und lavaähnliche Schlammströme, in denen wir bis an die Waden versinken. Als es schließlich kein Weiterkommen mehr gibt im Schluchtboden, steigen wir seitwärts in die hohen Felsenbastionen hinein, überwinden Stemmkkamine, Schroffen und Zacken und erreichen am späten Nachmittag, da nur noch die allerhöchsten Zinnen im feinsten Purpur erstrahlen, das Ende der Schlucht. Aber das Tal weitet sich nicht, sondern verengt sich noch stärker. Links schlüpfrig glatte Felsbastionen, rechts eine senkrechte Wand ... und vor uns, kalt und nebelprühend, ein mehrere hundert Meter senkrecht niederröhrender Wasserfall. Das ist das Ende der Welt? Hier kann es nach menschlichen Ermessungen kein Weiterkommen mehr geben. Für geübte Bergsteiger, die nur ihren Rucksack tragen, mit Haken und Seilen vielleicht, ob aber für unsere Träger mit ihren riesigen Lasten? Der morgige Tag wird die Entscheidung bringen. Ziemlich niedergeschlagen errichten wir auf einer nur wenige Quadratmeter großen, vor Steinschlag gesicherten Fläche, neben dem rauschenden Wildbach, unser kleines, rings von hochstrebenden Wänden umgebenes Felsenlager.

Nach kalter, sternfunkelnder Nacht, die wir alle wegen der übergroßen Anstrengung des gestrigen Tages im seligsten Schlaf verbrachten, rüsten wir schon in aller Hergottsfürche, da die hohen Felsen über uns wie Feuer erglühen, zum entscheidenden Kampf mit den glattgeschliffenen Wänden des Schluchtbogens. Die schwere bevorstehende Aufgabe hat alle Lebensgeister wieder wachgerufen. Wie lange Bärte hängen von den Rändern der Wände wallende weißbereifte Grasfäden, an denen sich tropfsteinähnliche Gebilde aus den allerorten entspringenden Mineralquellen angesetzt haben. Überall rinnt und sickert das Wasser aus dem Labyrinth der Felsen hernieder. Nacktfüßig, mit weit gespreizten Zehen, stemmen die Leptschajäger ihre muskelgepanzerten Beine in die Felsritzen; sie klammern sich fest, sie geben sich Hilfen, sie rucken empor, sie finden eine Rinne und hängen plötzlich wie kleine Insekten mitten in der senkrecht anfallenden Wand. Es wird kaum ein Wort gesprochen, denn jede Störung, jede Ablenkung, jedes leichte Ausgleiten würde den sicheren Tod bedeuten. Da fasse auch ich mir ein Herz, schließe für Sekunden die Augen,



hole tief Luft und klettere nach. Schon nach den ersten festen Griffen weicht das erbärmliche, nur mühsam unterdrückte Gefühl hilfloser Angst und Unsicherheit dem jubelnden Bewußtsein, daß wir's schaffen, daß wir die Wand nehmen werden. Die Leptschas lächeln mir zu. Um wieviel mutiger, um wieviel unbekümmter sind doch diese Urmenschen. Ein letzter Ruck, ein letzter Klimmzug ... dann bin ich bei meinen Eingeborenen angelangt. Wir krallen unsere Hände fest ineinander, gehen leicht in Beuge, heben den führenden Leptschajäger empor. Der federleichte Kerl tritt mir auf Schultern und Kopf ... dann ein rasches Federn ... erleichtert atmen wir auf. Der affengewandte Dschungelmensch hat den ersten Bambusstengel erreicht und sich wie ein hangelnder Gibbon in Sicherheit geschwungen. Nachdem ich auch dem zweiten Jäger zum Dschungelrand emporgeholfen habe, werfen mir die beiden rasch zwei wohl 5 m lange, gut verankerte Bambusgurten zu, an denen ich mich fast gefahrlos nach oben hängeln kann.

Und nun kreischen die Haumesser der Leptschas lustig im splitternden Bambus, bis ein ganzer Haufen von Stengeln gespalten und mit Lianen verknotet über die Wand hinausgewor-

fen werden kann. Nach kurzer Belastungsprobe erwarten wir die Träger, die sich, auf ihren Lasten sitzend, unterhalb der Wand wie Wichtelmännchen ausnehmen. Doch als das entscheidende Wort gefallen ist, vollbringen sie mit ihren zentnerschweren Lasten wahre Meisterleistungen. Trotz vieler kleiner Zwischenfälle sind nach Verlauf einer Stunde sämtliche Träger, Diener und Präparatoren am sicheren Urwaldrande oberhalb des Felsens angekommen — und das Schwerste ist geschafft. Nach einer Aufmunterungszigarette geht die abenteuerliche Bergfahrt weiter. Über glatten, schlüpfrigen Boden winden wir uns in steilen Serpentinen immer höher empor. Oftmals überqueren wir wilde Wasserrinnen, die in aalglatten, metertief eingeschnittenen Steinkanälen in unabsehbare Tiefen stürzen, bis uns die Region des dichten Bambusdschungels aufnimmt. Wie ein riesenhaftes, wogendes Kornfeld schließen sich die von gewaltigen Tannen und Tsugen überragten Fiederkronen über unseren Köpfen. Unsäglich langsam kommen wir nur vorauf in diesem „Wald der tausend Dolche“, wo wir jede Sekunde gewärtig sein müssen, uns zentimeterlange Dornen und eisenharte Spitzen unter Gerank und Lianengewirr verborgener Bambussparren in den Leib oder die Füße zu rennen. Obwohl wir an den gefährlichsten und steilsten Stellen alle 15 bis 20 m eine kurze Atempause einzulegen gezwungen sind, trotzen wir dem Berg in stundenlanger Arbeit die Höhe ab. Und wenn wir im modrigen Halbdunkel von der strahlenden Sonne auch nichts weiter bemerken als ihre grellen, durchs wehende Bambusdach spiegenden Reflexe, so wissen wir doch, daß uns die Spurssicherheit unserer Leptschas nicht im Stich

lassen wird. Nach Überwindung der Bambusstufe nimmt uns dumpfer Rhododendronwald auf. Diese Riesenalpenrosen mit ihren baumartigen, halbmeterdicken Stämmen und wunderlichen, in sich gedrehten und verschrobenen, nach allen Richtungen gewundenen Ästen verbreiten die düstere Atmosphäre eines verwunschenen Märchenwaldes, in dessen Flechten und Wurzeln man Trolle und Gnomen vermutet. Inmitten dieses finsteren Waldes stoßen wir gegen Abend, als die Sonne sich schon zu senken beginnt und nur noch die höchsten Lederblätter mit feinem Goldfiligran überzieht, auf eine feuchte, dunkle Höhle unter einem mächtigen, vor undenklichen Zeiten abgerollten Felsblock. Während ich zum Zwecke der Rekognoszierung noch weiter vordringe und, um Überblick zu gewinnen, einige hohe Bäume besteige, von deren Krone ich Einsicht in unser kommendes Arbeitsgebiet nehme, beginnt die Mannschaft zu roden, zu pickeln und zu schaufeln, um wenigstens einen einigermaßen ebenen Zeltplatz herzurichten. Als ich nach ausreichender Orientierung bei Einbruch der Dämmerung wieder zum Lager zurückkehre, steht dort unter dem dicht schirmenden Dach der Alpenrosenbäume im Glutschein des knisternden und sprühenden Lagerfeuers unsere luftige, halb höhlen- und halb pfahlbaumäßige Behausung, nach der steil abfallenden Talseite zu auf einem rasch errichteten Holzgerüst. Inzwischen haben sich die Leptschas in ihrer mit dicken Lagen von Alpenrosenblättern ausstaffierten Höhle bequem gemacht. Sie sitzen mit großen, sanften Augen wie hungrige Tiere um die tanzenden Flammen; die knallenden Stämme zaubern wundersam hüpfende Gestalten auf die dunklen Felsen, und hoch darüber schimmern in seidigem Glanz die Sterne. Duft von Tannen, Harz und aromatischen Alpenrosenknoten mischt sich mit dem Geruch von Mann und Schweiß und Leder. Nach dem kärglichen Mahl krieche ich in den Schlafsack, lausche den Stimmen der Wildnis und schaue noch lange in die dunkel verglimmende Glut.

Der dritte Anstiegstag soll die beiden vorangegangenen noch an Beschwerlichkeit übertreffen. Da ich es als meine wichtigste Aufgabe be-



Der stärkste Schapi-Bock

Hier sind mehrere der prächtigen Schapifelle im Hochlager zum Trocknen aufgespannt

(Die Bilder sind mit besonderer Genehmigung des Vieweg-Verlages dem Buch „Über den Himalaya ins Land der Götter“ von Ernst Schäfer entnommen)

trachte, mir so bald wie möglich Klarheit über das vermutete Vorkommen der Schapis zu schaffen, trenne ich mich mit meinen beiden Jägern von der übrigen Mannschaft. Erst am Abend will ich versuchen, auf das um 700 bis 1000 m höher an der Rhododendrongrenze zu errichtende Lager zu stoßen. Da es ebenso leicht wie gefährlich ist, sich in diesen wilden Berggegenden zu verlieren, gebe ich dem Trägertrupp, auf Grund der am gestrigen Abend genommenen Geländekenntnis, haargenaue Instruktionen, ehe wir in verschiedene Richtungen aufbrechen.

Mit äußerster Vorsicht, immer darauf bedacht, nicht ins Rutschen zu kommen, klettern wir über Nadelkämme, Geröllblockaden und kurze Strecken grasiger Matten. Um nicht Gefahr zu laufen, von den tonnenschweren Steinblöcken, die schluchtwärts dauernd in die Tiefe sausen, erfaßt und zermalmt zu werden, halten wir uns beharrlich an die aufstrebenden Rippenkämme, gewinnen stetig und ständig an Höhe, suchen Fährten, finden Lösung ... und das erste dunkle Schapihaa!

Bald darauf häufen sich die keilförmig im harten Boden stehenden Fährten und als wir gerade wieder einen steilen Kamin überwinden, erblicken wir droben, wo nahe der Schneegrenze ein kleines Rinnsal aus dem Felsen bricht, einen dunklen Punkt! Wir sinken zusammen, kriechen gebückt in Deckung. Der Punkt bewegt sich — jetzt ist er verschwunden. Fiebernd fliegt das Glas an die Augen ... Da ist er wieder! Der erste Schapi!

Wir möchten dieser Schilderung, die wir mit besonderer Erlaubnis des Verlages dem kürzlich erschienenen Buch von Dr. Ernst Schäfer, „Über den Himalaya ins Land der Götter“ (Verlag Vieweg, Braunschweig) entnehmen konnten, noch die zoologische Charakteristik des „Schapis“ anfügen, wie der Verfasser sie im gleichen Buch gibt:

Beim Schapi handelt es sich um die östlichste Form des himalayanischen Thar (Hemitragus



jemlahicus), einer bemähnten Bergantilope, die ihre Entstehung mutmaßlich der strengen Isolation auf die unzugänglichen Gebirgsstücke verdankt. Die stammesgeschichtlich uralte, weit in die Tertiärzeit zurückreichende Gattung gehört zu jenen längs der alpido-himalayanischen Faltungsgebirge vorkommenden Reliktfomen, die — wie uns Fossilfunde in Österreich und Südfrankreich lehren — in früheren erdgeschichtlichen Perioden, lange bevor die bioklimatische Katastrophe des Eiszeitalters hereinbrach, sogar bis nach Westeuropa hinein verbreitet waren.

Die heutigen, reliktiär zerrissenen Verbreitungsgebiete der Hemitragusformen beschränken sich auf eine kleine Kolonie im Omangebirge am Persischen Golf, auf die Nilgiriberge der vorderindischen Halbinsel und auf den westlichen Himalaya, wo der Thar von Kaschmir bis Nepal verbreitet ist. Die vierte und östlichste Reliktenkolonie aber ist diejenige des „Schapi“, der anscheinend nur an der steil abfallenden Ostflanke des erst in jüngster geologischer Vergangenheit zu seiner gewaltigen Höhe von 8600 m emporgehobenen Kangchendzöngamassives vorkommt. Eingekeilt zwischen den unübersteigbaren, nordsüdlich gerichteten Hochgebirgsblockaden im Westen, der die orientalische und paläarktische Faunenprovinz scharftrennenden Längsschlucht des Zemuflusses im Norden, dem gewaltigen Durchbruchstal der Tista im Osten und dem dichtbewaldeten, subtropisch geprägten Talungtal im Süden, beschränkt sich der Lebensraum unseres Tieres auf ein von dichten Dschungelmauern umgürtes, bis in Höhen von 5500 m hinaufreichendes, wildzerklüftetes Gebirgsmassiv.